

btb

Wie kaum eine andere Frau aus dem großbürgerlichen Milieu der Jahrhundertwende verkörperte sie den Aufbruch in eine Zeit selbstbestimmter und selbstgewisser Frauen: Margaret Stonborough-Wittgenstein (1882–1958), Schwester des Philosophen Ludwig und des einhändigen Pianisten Paul. Der immense Reichtum der Familie Wittgenstein war für sie Verpflichtung, die neue Kunst, wie sie ihr in der Secession und der Wiener Werkstätte entgegentrat, zu fördern. Ihr Salon war begehrter Treffpunkt der Wiener Gesellschaft. Die Bauherrin und Intellektuelle interessierte sich - außergewöhnlich für Frauen dieser Zeit - auch für Naturwissenschaften, trieb Studien in Mathematik, Physik und Medizin. Daneben griff sie helfend in das Leben vieler Menschen ein – unter anderem bei Sigmund Freuds Emigration nach London

Margret Greiner beleuchtet in vielen verschiedenen Facetten, was es bedeutete, sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als autonome Frau zu entwerfen und als solche zu handeln.

MARGRET GREINER studierte Germanistik und Geschichte in Freiburg und München. Viele Jahre arbeitete sie als Lehrerin und Journalistin. In ihren erzählenden Biografien hat sie sich immer wieder mit außergewöhnlichen Frauenleben beschäftigt.

Margret Greiner lebt in München.

MARGRET GREINER BEI BTB

Auf Freiheit zugeschnitten. Emilie Flöge

»Ich will unsterblich werden!«. Friederike Beer-Monti und ihre Maler

»Mutig und stark alles erwarten«. Elisabeth Erdmann-Macke

»In mir tobt stets etwas Gefährliches«. Das Leben der Elsa Asenijeff

Margret Greiner

MARGARET
STONBOROUGH-
WITTGENSTEIN

Grande Dame der Wiener Moderne

btb

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Bildnachweis:

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek: S.15 Karl Scherb (294384D), S.21 Ferdinand Schmutzer (LSCH0147), S.23 Johann Horváth (E9148B), S.31 (LSCH0289), S.35 Ferdinand Schmutzer (LSCH0294), S.48 Karl Scherb (294378D), S.90 Oskar Anrather (466732C), S.92 Oskar Anrather (466734C), S.174 Hubert Urban (448700B), S.179 Brigitta Zessner-Spitzenberg (532224B), S.269 Madame d'Ora (204180D).
APA-PictureDesk/IMAGNO: S.19 (19000101 PD6348), S.117 (19170101 PD9367)

Alle anderen: Privatarchiv Pierre Stonborough



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2020
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © 2018 by Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Entwurf
von Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG/Sophie Gudenus,
unter Verwendung eines Motivs von IMAGNO/Austrian Archives/
Gustav Klimt, Porträt Margaret Stonborough-Wittgenstein (1905)
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71875-7

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/penguinbuecher

für David

Verwandlung ist Leben des Lebens,
ist das eigentliche Mysterium
der schöpferischen Natur,
Beharren ist Erstarren und Tod.
Wer leben will, der muß
über sich selbst hinwegkommen,
muß sich verwandeln: er muß vergessen.
Und dennoch ist ans Beharren,
ans Nichtvergessen, an die Treue
alle menschliche Würde geknüpft.

HUGO VON HOFMANNSTHAL



INHALT

9	Prolog
13	Musik weht durch alle Räume
21	Die verkörperte Auflehnung
34	Schöner Götterfunken
41	Jerome taucht auf
46	Was nicht alles von dir bleibt
54	Das Klimt-Porträt
60	Eheliches Glück, oder: A Sunny Disposition
64	Millionen wert
68	Schwer gemütlich
73	„... die Frauen sind auch nett, aber viechsdumm“
81	Mit heißem Bemühn
86	Das Toscana-Juwel
94	„Die Sucht, sich und Andere zu vernichten“
106	Ins Exil
109	Das strapazierte Herz
114	Kollaboration mit dem Feind?
120	Die Milch der frommen Denkart
126	Wie nach einem Erdbeben
131	Ihre Unschuld, Madam, rettet Sie!
137	Die Zastrow-Brüder
145	Wo du hingehst
151	Nüchternheit und Verzückung
154	Die Welt ist alles, was der Fall ist
168	Die Vollkommenheit des Himmels



178	Die hausgewordene Logik
186	Friede auf Erden
194	Aber der Richtige, wenn's einen gibt
205	Der Schwarze Freitag
212	Eine Art Leuchtturm
222	Die Zeiten färben sich braun
228	„Kann man Österreicher und Jude sein oder nur Eines wirklich?“
239	Freuds Rettung
245	Selbstmord ist immer eine Schweinerei
249	Die gemischte Solution
257	Im zweiten Exil
262	Die Melange des Heimwehs
267	Unterhaltungen für die linke Hand
272	Der Himmel beßrer Zeiten
285	Lob der Bescheidenheit
289	Ach, die Söhne!
292	Bin Freund, und komme nicht, zu strafen
295	Epilog
296	Zeittafel
299	Literaturliste
302	Danksagung
303	Familienstammbäume



PROLOG

Pierre Stonborough liebte es, seine Großmutter in der Villa Toscana in Gmunden zu besuchen. Das Leben in dieser Idylle verlief so anders als in New York, dort intonierte das gellende Aufheulen von Polizeisirenen die Melodie der Stadt, hier waren es Schubert-Walzer und von fern die Bootsglocke der Ausflugsdampfer auf dem Traunsee. Seine Mitschüler im Internat beneideten ihn, wenn er jedes Jahr vor den Sommerferien vermeldete: Ich fahre nach Europa. Das klang nach dem Glamour der alten Welt, nach Paris, London, Wien, und Pierre hütete sich, zu erzählen, dass er in ein kleines österreichisches Bauerndorf fuhr. Dabei war Gmunden Ende der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine Kleinstadt mit mehreren Tausend Einwohnern, für Pierre aber blieb es „a small town“. In der Villa Toscana gab es natürlich nichts Dörfliches, nichts Bäuerisches, außer, dass das Dienstpersonal Milch, Käse, Honig und Eier von heimischen Erzeugern kaufte. Es gab viel Besuch, Familie kam in Scharen, an vielen Abenden klang durch die offenen Fenster Musik in den Park, manchmal saß nur die Dame des Hauses am Klavier, manchmal fand sich spontan unter den Gästen ein Trio oder ein Streichquartett zusammen.

An diesem verregneten Julinachmittag war Pierre ganz allein mit seiner Großmutter Gretl im Haus. „Komm mit in die Bibliothek, junger Mann“, hatte sie befohlen. „Statt in den Regen können wir auch in Bücher schauen.“ Sie nahm ihre Teetasse mit in den ersten Stock, Pierre war Milch mit Obers verordnet worden, damit das New Yorker Stadtkind ein bisschen Farbe annehme. Ob er das mochte, wurde nicht gefragt. Hatte jemals jemand seiner Großmutter zu widersprechen gewagt? Margaret Stonborough-

Wittgenstein suchte in den Regalen nach passender Ferienlektüre für ihren Enkel. „Hatten wir nicht jüngst mit Hofmannsthal begonnen?“ „Nicht schon wieder Hofmannsthal“, seufzte Pierre. Er erinnerte sich mit Schauern, wie ihm seine Großmutter im letzten Jahr den „Jedermann“ vorgelesen hatte: Er hatte nichts verstanden, nicht nur, weil seine Deutschkenntnisse immer noch mangelhaft waren, dieses Drama von Tod und Teufel und Buhlschaft war ihm völlig wirr und dunkel vorgekommen, trotz ausschweifender Erklärungen. Ach, was war es nur ein paar Jahre zuvor in New York schön gewesen, als er Kiplings „Dschungelbuch“ lesen durfte – und das auf Englisch. Aber seine Großmutter Gretl behandelte ihn jetzt als Erwachsenen, was im Prinzip in Ordnung war, aber bei ihrer Auswahl geeigneter Lektüre eine Plage. „Wir könnten es ja vielleicht mit Erzählungen versuchen.“ Gretl ging an den Mahagoni-Bücherschränken entlang und zog Bücher heraus, blätterte ein paar Seiten, las die Widmungen in den Erstausgaben, schüttelte den Kopf, stellte sie wieder ins Regal. „Ach nein, nicht Joseph Roth, der ist so furchtbar sentimental, wie alle Alkoholiker. Vielleicht versuchen wir es einmal mit Stefan Zweigs ‚Ungeduld des Herzens‘, oder magst du keine Liebesgeschichten? Musils ‚Törless‘, ja, das wäre auch eine Idee.“

„Und wann darf ich etwas von Onkel Luki lesen?“, fragte Pierre, den der Hafer stach. Er wusste, dass er damit seine Großmutter von Pflichtlektüren für sechzehnjährige Amerikaner mit österreichischem Hintergrund abbringen konnte. „Noch lange nicht“, sagte diese dann auch prompt. „Da musst du noch groß und stark werden, um ein Schwergewicht wie Luki begreifen zu können. Aber du wirst noch einmal stolz sein, Ludwig Wittgenstein zu deinen Großvorderen zu zählen. Zu deinen Verwandten, meine ich.“

Der Nachmittag zog sich hin. Der Regen hatte aufgehört, der Rasen im Park leuchtete unter der durchbrechenden Sonne wie eine Kunstwiese für ein Bühnenbild. Pierre stand an den hohen Fenstern und sehnte sich plötzlich danach, mit seinen Freunden im Central

Park heruzustromern. Vielleicht kamen ja in den nächsten Tagen gleichaltrige Cousins und Cousinen oder die Sjögren-Kinder, mit denen er im Traunsee baden könnte. Das war jedes Mal ein Spaß – oder eine „Hetz“, wenn die Jungen die hübschen Cousinen über den steinernen Steg ins Wasser trieben und diese jedes Mal laut aufkreischten, der See war auch im Juli viel kälter als erwartet.

Seine Großmutter riss ihn aus seinen Träumen. „Hilf mir mal! Hier hinter der Chaiselongue liegt seit Langem ein Bild, ich wollte es dir immer schon einmal zeigen, lass es uns an der Wand aufstellen.“ Es war ein großes Bild, nicht leicht aus dem engen Spalt zwischen Sofa und Wand zu bugsieren. „Wie findest du das?“ Pierre nahm sich Zeit. Das musste er. Wenn seine Großmutter etwas hasste, dann waren es vorschnelle Urteile über Malerei und Literatur. Er ging ein paar Schritte vor, ein paar zur Seite, als müsse er die richtige Beleuchtung für das Bild finden, kniff die Augen fachmännisch zusammen, öffnete sie wieder. Was er sah, war ein ungerahmtes, staubiges Ölbild in verblassten Farben, das lebensgroße Porträt einer Frau mit dunklem, fast schwarzem Haar, markanten Augenbrauen und sehr weißer Haut in einem fließenden hellen Kleid.

„Das bist doch nicht du?“, fragte Pierre.

„Ja, doch, das sollte ich sein. Vor mehr als 40 Jahren. Zu der Zeit, als ich deinen Großvater heiratete.“

„Das hat überhaupt keine Ähnlichkeit mit dir. Du bist auch gar nicht schön darauf. Es ist zu viel Kleid auf dem Bild. Und du siehst gar nicht jung aus. Also, mir gefällt es nicht.“ Pierre war sich sicher, genau das Richtige gesagt zu haben. Wenn seine Großmama das Bild schätzte, hätte sie es doch nicht so nachlässig hinter dem Sofa herumliegen lassen, Wände zum Aufhängen von Gemälden gab es schließlich in der Villa Toscana genug.

„Das war sicher kein besonders guter Maler, dem du da Modell gestanden hast. Ihr kanntet doch Gott und die Welt, da hättet ihr doch einen erstklassigen Künstler engagieren können. Oder?“

Margaret Stonborough-Wittgenstein lächelte amüsiert. Der

Maler hätte die Einschätzung seines Bildes durch einen ahnungslosen amerikanischen Burschen mit Humor ertragen.

Sie müsste das Gemälde dringend rahmen und restaurieren lassen. Aber aufhängen wollte sie es wirklich nicht. Als Sechzigjährige jeden Tag in das Gesicht ihres zwanzigjährigen Selbst zu blicken – dazu gehörte ein gewisses Maß an Selbstverleugnung. Oder eine Eitelkeit, die sich von der Vergangenheit nährte.

Beides ging ihr ab.

„Genug Stubenhockerei für heute, Pierre, ab in den Garten. Die junge Gretl wird wieder eingemottet. Hinter dem Sofa sei ihr ein langer Schlaf gegönnt.“

Man könnte das Bild natürlich auch verkaufen, ging dem selbstbewussten jungen Kunstkritiker durch den Sinn, viel bringen würde es wohl nicht. Aber diesen forschen Vorschlag behielt er lieber für sich.

Geigenkasten lässig an der Garderobe ab, im Hause Wittgenstein musste man sich nicht um sein Instrument sorgen. Der Bratschist Emanuel Wirth fürchtete, dass die harschen Wintertemperaturen in Wien seinem Instrument zusetzen könnten: Die Temperaturunterschiede zwischen der Kälte draußen und den wohlgeheizten Räumen des Palais waren gewaltig. Robert Hausmann, der Cellist, spielte auch ein Stradivari-Instrument, er war ein Bewunderer von Johannes Brahms, die Freundschaft war gegenseitig, Brahms hatte ihm seine zweite Cellosone gewidmet.

So war es kein Wunder, dass sich auch Brahms selbst angemeldet hatte, er gehörte zu den Freunden der Familie, seit im Jahr 1882 sein Klarinettenquintett h-Moll, op. 115 durch das renommierte Rosé-Quartett im Hause Wittgenstein aufgeführt worden war. Er wohnte ebenfalls auf der Wieden und hatte mit der Droschke keinen weiten Weg.

Man wärmte sich im Roten Salon auf; der große Murano-Lüster erstrahlte, es gab Kaffee und kleine Törtchen aus der Konditorei Demel. Brahms liebte es, übers Essen zu plaudern, klopfte sich dabei auf seinen schon recht stattlichen Embonpoint. Joachim ereiferte sich über den Wagnerismus, der sich jetzt auch in Paris wie eine Krankheit ausbreite. Selbst empfindsame Lyriker wie Verlaine und Baudelaire hatten den „Meister“ gepriesen. „Seine gedrechselten Stabreime können sie ja wohl nicht meinen“, sagte de Ahna und schon platzten alle im Chor los: „*Weia! Waga! Woge, du Welle, walle zur Wiege! Wagalarweia! Wallala weialarweia!*“ Nach den Rheintöchtern kam noch der Zwerg Alberich mit seinem: „*Garstig glatter glitschiger Glimmer*“ an die Reihe, dann aber gebot Joachim dem Gelächter Einhalt. „Genug Spott versprüht. Ziehen wir uns um und konzentrieren wir uns auf Schubert.“ Die vier Musiker verschwanden im Garderoben-Zimmer, das ihnen im ersten Stock zur Verfügung gestellt worden war. Bald hörte man das Stimmen der Instrumente wie eine ins Disharmonische geratene Engelsmusik ins Erdgeschoß wehen.

Es trafen neue Gäste ein, Tante Clara aus Laxenburg, die Großmutter Maria Kallmus, der Maler Rudolf von Alt, der Architekt und Künstler der Secession Josef Hoffmann, der gefürchtete Musikkritiker der „Neuen Freien Presse“ Eduard Hanslick, einige Sängerinnen der Hofoper; die Herren im Frack, die Damen in großer Abendgarderobe. Man schritt die ausladende Stiege zum ersten Stock hinauf: Die Flügeltüren zum Musiksalon wurden geöffnet, und obwohl die meisten Gäste den Raum kannten, erhob sich ein bewunderndes Raunen. Der Raum wurde immer im Dunkeln gehalten und nur bei Konzerten von zehn bronzenen Stehleuchtern illuminiert. Warm reflektierte die Kassettendecke aus vergoldetem, stuckiertem Holz das Licht. Die Wände waren mit wertvollen Tapisserien mit Jagdmotiven ausgekleidet, an der Stirnseite stand eine zweimanualige Orgel, die die ganze Wand einnahm, reich verziert mit Malereien im präraffaelitischen Stil. An einer der Längsseiten standen sich zwei Bösendorfer-Flügel gegenüber, an der Seite vis-à-vis gruppierten sich Sitzmöbel, eher zierliche Biedermeierschemel als opulente Fauteuils. Unmittelbar bevor das Quartett den Raum



Das Herz des Palais Wittgenstein: der Musiksalon.

betrat, huschten sechs der acht Wittgenstein-Kinder in den Salon und verdrückten sich geräuschlos in eine Ecke, nur die Jüngsten, der vierjährige Paul und der zweijährige Ludwig, lagen schon im Schlaf. Karl Wittgenstein begrüßte die Gäste. So entschlossen und eindringlich er mit seinen Untergebenen reden konnte, mit Arbeitern wie Prokuristen, mit Direktoren wie Bankiers, so zurückhaltend und kurz angebunden entpuppte er sich bei gesellschaftlichen Anlässen. Dabei war er es gewohnt, bei den musikalischen Soireen in seinem Hause so namhafte Künstler wie Gustav Mahler, Clara Schumann, Pablo Casals, Bruno Walter, aber auch Sänger und Literaten willkommen zu heißen. Geschätzter Musiker im Haus war auch der blinde Josef Labor, Klavier- und Kompositionslehrer der jungen Alma Schindler, der späteren Alma Mahler, bei dem auch Paul Wittgenstein einmal das Klavierspiel erlernen sollte.

Ein leiser Akkord in G-Dur erklang, der zu einem lauten g-Moll-Akkord anschwellte, der Dur-Moll-Wechsel setzte sich fort wie ein Spiel zwischen Licht und Schatten. Das Andante in e-Moll beschwor eine Traurigkeit, wie sie sonst nur die „Winterreise“ kannte. G-Moll- und d-Moll-Passagen ließen Angst und Auflehnung gegen ein Schicksal erahnen, an dessen Ende zwingend der Tod stand. Das Scherzo breitete eine Leichtigkeit aus, die – wie immer bei Schubert – eine Täuschung war, es entfaltete eine Art Innehalten, Verzögern, Atemholen, bevor im letzten Satz das Finale hereinbrach: als ein Suchen ohne Finden.

Selbst die Kinder wagten nicht zu klatschen, sondern sahen vor sich hin, als wären sie in einem fremden Land ausgesetzt worden. Nur eines der Kinder, Hans, klemmte, unbeindruckt von der allgemeinen Ergriffenheit, die Noten des Streichquartetts, mit denen er die Aufführung verfolgt hatte, unter den Arm. Musik sollte nach seiner frühreifen Überzeugung nichts mit Stimmungen zu tun haben. Dann brach der Jubel los, die Musiker wurden mit Lob überschüttet, selbst Brahms, der oft genug grantelte, nickte aner-

kennend: „Damit könnt ihr euch morgen in die Höhle des Löwen wagen.“ Der zehnjährige Rudi flüsterte seiner ein Jahr jüngeren Schwester Gretl zu: „Spielen die denn morgen im Tiergarten in Schönbrunn?“ Die puffte ihn in die Seite: „Im Musikverein, aber da sind die Zuhörer so bissig wie die Löwen im Zoo.“ Rudi war immer so nervös und wurlert, und manchmal verstand er nicht alles, was gesprochen wurde.

Man wechselte wieder ins Erdgeschoß in das große Speisezimmer. Champagner wurde entkorkt, auf einem Buffet standen edle Pasteten und Terrinen und geräucherter Saibling. Die Kinder wurden von ihrem Vater vorgestellt, ja vorgeführt: alle wohlgeraten, alle musikliebend, manche sogar leidenschaftlich der Musik ergeben.

Brahms hatte seinen jovialen Tag, tätschelte der kleinen Gretl über das kurzgeschnittenen Kraushaar und sagte: „Na, dieses Mädchen ist ja noch ein richtiger Junge. Aber das wird sich ändern.“ Leopoldine erklärte, die Kinderfrau habe zu dem Haarschnitt geraten, weil dann die Haare kräftiger nachwachsen. Brahms strich sich durch seinen üppigen Rauschbart und sein Haupthaar, das zwar Geheimratsecken aufwies, aber immer noch als Künstlermähne in den Nacken fiel. „Da gibt es doch ein viel probateres Mittel“, brummte er vergnügt: „Champagner ist das beste Haarwuchsmittel der Welt. Das sollten wir jetzt an dem kleinen Fräulein Wittgenstein ausprobieren.“ Karl Wittgenstein nickte dem Diener zu, Gretl stand ratlos in der Mitte des Raums, der Champagner kam, alle erwarteten, dass Brahms das Kind mit ein paar symbolischen Tropfen betupfte. Aber nein: Zuerst ließ er sich ein Glas füllen, kostete, schmalzte anerkennend mit der Zunge, fuhr dann mit der Hand ins Glas und bespritzte mit drei kräftigen Schwüngen das Mädchen, als wolle er es mit Weihwasser segnen. Gretl ließ es unbewegt über sich ergehen, verließ erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes den Salon, eine klebrige Tropfspur hinter sich herziehend. Alle fanden Brahms' „Taufe“ einen köstlichen Spaß, Gretl ausgenommen. Die erklärte am späteren Abend ihrer Mutter: „Dieser Dodl kommt

uns nicht mehr ins Haus.“ Leopoldine rang nach Atem: „Gretl, wie kannst du denn so etwas sagen! Dein Vater und ich sind stolz darauf, dass Johannes Brahms unser Haus schätzt. Wenn du keinen Humor hast und seinen liebevollen Spaß nicht verstehst, so ist das deine Sache. Jetzt gehst du sofort auf dein Zimmer.“ Gretl tat wie geheißen, aber die Wut auf den Deppen verbrauchte lange nicht.

Der fünfzehnjährige Hans aber heftete sich an Joseph Joachims Fersen, wartete geduldig, bis alle Gratulanten von dem Maestro abgelassen hatten und entrollte dann seine Noten: „Mit Verlaub, aber das Andante hier hätte ich nicht so langsam gegeben. Ich glaube, Schubert hat das nicht so wehmütig gemeint, wie Sie es gespielt haben. Man könnte das ganz anders interpretieren.“ Joachim war belustigt. „Bist du eines der Wittgenstein-Kinder? Na, Respekt, junger Mann. Du traust dir ja was zu!“ Dabei wollte er es bewenden lassen, aber das Bürschchen ließ nicht locker. „Dürfte ich einmal Ihre Geige nehmen und Ihnen zeigen, wie ich es meine?“ Das war jetzt schon ein bisschen nassforsch, aber durfte man einem Wittgenstein-Sohn eine Bitte abschlagen, ohne den Vater zu düpieren? Hans legte die Noten auf einen Schemel, nahm die Dolphin-Stradivari in die Hand und fühlte sich für einige Augenblicke im siebten Himmel aller Violinisten, glaubte auch, das „Flackern“ der Töne zu verspüren, für das die Stradivaris berühmt waren. Er trug die fraglichen Takte des Andante vor, nicht melancholisch, sondern heiterbewegt. „Du wirst es noch zu etwas bringen“, sagte Joachim, aber Hans sah ihm an, dass er gar nicht zuhörte, sich stattdessen ins Gespräch mit einer jungen Dame vertiefte, die Perlenschnüre in ihre hochgesteckten Haare gewunden hatte. Er legte die Stradivari sorgsam in das rote Samtfutteral des Kastens und verschwand auf sein Zimmer. Auch der große Joseph Joachim hatte im Grunde keine Ahnung!

Die Musikliebhaberei war von den Eltern auf die Kinder vererbt worden. Karl Wittgenstein, der als technisches und wirtschaftliches Genie zu Macht und Reichtum gekommen war, hätte kaum jemand

zugetraut, dass er ein begabter Violinist war. Aber tatsächlich hatte er schon, als er die Schule abgebrochen und als 17-Jähriger mit einem falschen Pass – den er einem Studenten abgekauft hatte – in die USA gefahren war, nichts außer seiner Geige mitgenommen: Er hatte sie immer wieder versetzt und immer wieder ausgelöst, hatte sich in New York neben vielen anderen Jobs in Gaststätten als Musiker verdingt. In Leopoldine Kallmus, einer virtuosens Pianistin, hatte er eine – musikalisch – ebenbürtige Frau gefunden. Die Musik war der Liebe Nahrung, die Verlobten fanden im eifrigen Duo-Spiel zu Gemeinsamkeiten, die es außerhalb der Musik nicht allzu reichlich gab.

Die Kinder nahmen schon mit der Muttermilch die Musik als Wasser des Lebens auf. Alle Kinder lernten Instrumente zu spielen, Kurt Cello und Klavier, Hans Geige und Orgel, Rudi und Paul Klavier. Nur Ludwig erlernte erst ein Instrument, als er als angehender Volksschullehrer dazu verpflichtet war, und wählte dann die Klarinette. Aber schon als Kind konnte er zu aller Begeisterung ganze Symphonien pfeifen. Hermine und Margaret, die sich beide mehr auf die Kunst warfen, erlernten moderat das Klavierspiel. Im Palais in der Alleegasse standen neben den zwei Bösendorfern im Musikzimmer noch fünf weitere Flügel. Musik wehte den ganzen Tag durch alle Räume. Hans und Paul entpuppten sich als musikalische Hochbegabungen, die aus ihrer Leidenschaft einen Beruf zu machen trachteten, was Vater Karl schlichtweg ablehnte. Musik war etwas Persönliches, Privates, Intimes, nichts jedenfalls, woraus man in seiner Familie einen Broterwerb gewann. So selbstverständlich professionelle Musiker im Hause



Karl Wittgenstein und Leopoldine Kallmus als junges Paar.

Wittgenstein ein- und ausgingen und sich großer Wertschätzung erfreuten, so unumstößlich galt das väterliche Verdikt: *Seine Kinder mussten etwas Anständiges lernen, die Jungen am besten etwas Technisches und Kaufmännisches, damit sie eines Tages sein Wirtschaftsimperium übernehmen konnten. Die Tasten schlagen und die Saiten streichen, daran konnte man sich – wie es die Eltern hielten – am Sonntagmorgen gütlich tun.*

Aber Karl hatte die Leidenschaften seiner Söhne unterschätzt – und die Folgen seiner autoritären Gebote und Verbote. Am verhängnisvollsten erwies sich das bei seinem Sohn Hans. *Hans hatte [...] nichts als Musik im Kopf, und zwar seit seiner frühesten Kindheit. Seine Schwester Hermine erinnerte sich: Ich sehe uns jetzt als kleine Kinder in unserer alten Wohnung am Schwarzenbergplatz [...]: Hans als dreijährigen Buben mit großem Ernst auf zwei Holzstücken Geige spielend und mich, die Fünfjährige sehe ich vor einem Schemel knieen und auf diesem herumklimpern, denn ich wollte Hans ja ‚auf dem Klavier begleiten‘.*

Schon als Vierjähriger erkannte Hans das Signal der Feuerwehr als „Quart“. Er blätterte in Notenbüchern wie andere Kinder in Bilderbüchern. Bei einer Fronleichnamsprozession, die am Haus vorbeizog, rief der Sechsjährige laut aus dem Fenster: „Falsch, falsch!“ Er hatte recht: denn es vermischten sich im Gesang des andächtigen Volks zwei Tonarten eines Marschs, der von verschiedenen Kapellen – eine am Anfang, eine am Ende der Prozession – geblasen wurde.

Aber Hans durfte nicht Musik studieren, als junger Mann wurde er in verschiedene Fabriken nach Deutschland, England und Böhmen geschickt, damit er etwas lerne, wozu er nicht die geringste Neigung hatte: Maschinenbau und Betriebswirtschaft.

Paul war die zweite musikalische Koryphäe in der Familie. Er wollte Pianist werden. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs vereitelte – zunächst einmal – seinen Plan. Der Vater aber konnte keine Einwände mehr erheben: er starb im Jahr zuvor, 1913.



DIE VERKÖRPERTE AUFLEHNUNG

„Gretl, Rudolf, wo seid ihr denn wieder?“ Die Rufe der Kinderfrau durchbrachen die mittägliche Ruhe im Wittgenstein-Palais in der Alleegasse 16. Das Jungvolk war wieder einmal wie vom Erdboden verschluckt. Wahrscheinlich hatte es sich versteckt, um sich vor dem Nachmittagsunterricht in Latein zu drücken. Da entwickelten die beiden Geschwister, die immer wie Kletten aneinanderhingen, eine innovative Energie: wickelten sich in die langen Brokatstores vor den Fenstern ein, verschwanden in den großen eichenen Schlafzimmerschränken, den schwächtigen Rudolf hatte Elis, die Kinderfrau, auch schon zusammengekrümmt im Flügel gefunden, bei geschlossenem Deckel! Die älteren Geschwister wurden ja langsam vernünftiger: Hermine, die Älteste, war schon kein Kind mehr, Hans und Kurt waren beide begeisterte Musiker, das Spiel auf der Geige und auf dem Klavier trieb die Flausen aus dem Kopf, Helene war ein munteres, aber ausgeglichenes Kind – nur die jüngeren Geschwister schlugen über die Stränge. Die Allerjüngsten, Paul und Ludwig, waren noch im Kleinkindalter und hatten weniger Möglichkeiten, sich gegen das strenge Regiment der Kinderfrau zu wehren.

Die Mutter Leopoldine war offensichtlich überfordert: Die vielen Geburten hatten sie körperlich angegriffen, alles wurde ihr zu viel – außer dem Klavierspiel, zu dem sie



Erfolg und Macht: der Großindustrielle Wittgenstein.

sich viele Stunden am Tag zurückzog. Aber die Erziehung der Kinder überließ sie anderen. Sie war leicht erregbar, neigte dazu, bei Kleinigkeiten gereizt zu reagieren, obgleich sie sich immer wieder den Zwang zu freundlicher Ruhe auferlegte. Margaret urteilte im Rückblick bündig: *Meine Mutter litt an einer unaufhörlichen Überlastung der Nerven [...] ihr erregtes Wesen war mir unerträglich.*

Die Tochter Hermine pries die ungeheure Güte und Selbstlosigkeit der Mutter, erklärte sich ihr Versagen als das *einer ausgesprochen zum Dulden geborenen Frau mit einem ausgesprochen zum energischen Handeln geborenen Mann. [...] Wir [Kinder] begriffen unter anderem nicht, dass sie so wenig eigenen Willen und eigene Meinung hatte, und bedachten nicht, wie unmöglich es war, neben meinem Vater eigene Meinung und Willen zu bewahren. Wir standen ihr eigentlich verständnislos gegenüber, aber auch sie hatte kein wirkliches Verständnis für die acht sonderbaren Kinder, die sie geboren hatte, ja, bei aller ihrer Menschenliebe hatte sie merkwürdigerweise kein wirkliches Verständnis für Menschen überhaupt.*

Hermine führt dieses Unverständnis ihrer Mutter darauf zurück, dass sie die Welt und die Menschen hinnahm, sich nie fragte, warum ein Mensch so handelte und nicht anders. *Sie konnte einzig und allein die grösste Nachsicht mit den Fehlern und Schwächen ihrer Mitmenschen haben und klaglos unter denselben leiden, nie aber den Versuch machen, die Ursachen zu verstehen oder die daraus resultierenden Situationen zu beeinflussen.*

Der übermächtige Vater hingegen kannte derlei Nachsicht nicht. Er war ein Mann der Entscheidungen, und die setzte er im unternehmerischen wie im häuslichen Bereich durch: auch die, dass alle Kinder von Hauslehrern unterrichtet wurden – und zwar ausschließlich in Mathematik und Latein, die „weichen“ Fächer wie Geografie, Geschichte, Biologie sollten sie sich mit Hilfe von Büchern selbst aneignen, oder die Kenntnisse würden ihnen einfach zufliegen. Es herrschte zwar Unterrichtspflicht in Österreich-Ungarn, die aber

nicht in öffentlichen Schulen abgeleistet werden musste. Hauslehrer waren zudem in gewissen Kreisen, zu denen die Wittgensteins sich zählten, ein Ausweis gehobenen Lebensstils. Außerdem vertraute er darauf, dass Kinder sich selbständig zum Leben befähigen und Geschwister sich gegenseitig fördern.

Statt Zeit in dumpfen Schulräumen zu vertun, sollten die Kinder lieber alle Arten von Sport erlernen und sich körperlich erüchtigen. So wurde der Reitknecht Johann abgestellt, die größeren Kinder jeden Tag auf ausführlichen Spaziergängen durch den Stadtpark zu begleiten. Frische Luft tat schließlich auch dem Hirn gut. An Wochenenden oder im Sommer beraumte Karl Wittgenstein aus heiterem Himmel Bergwanderungen an, die zumeist so strapaziös ausfielen, dass die jüngeren Kinder Schwächeanfälle erlitten. Das hielt den Vater aber nicht davon ab, sie kurz darauf zur nächsten Tour zu verdonnern, die noch anstrengender ausfiel.



Die wohlgeratene Kinderschar: Margaret, Helene und Hermine mit Paul und Ludwig, etwa 1896.

Schließlich wusste er, wie man sich gegen die Härten des Lebens wappnete.

Die Wittgenstein-Kinder hatten alles, was andere sich nur wünschen konnten: Reichtum im Überfluss, eine luxuriöse Umgebung, alle Privilegien der Oberschicht, Hauslehrer, Musiklehrer, Zeichenlehrer, gebildete Eltern, viele Geschwister. Aber wenn einige Kinder immer wieder auszubüchsen versuchten, so hatten sie ihre Gründe. Elis war als Kinderfrau lieblos und tyrannisch, in Hermines Worten *gänzlich unfähig, alt und grantig*, sie sorgte nicht einmal dafür, dass die Kinder körperlich gut gepflegt waren und ausreichend zu essen hatten. Leopoldine war nicht in der Lage, die Kinderfrau zu überwachen – oder sie zu entlassen. Die Hauslehrer erwiesen sich als unfähig und wenig motiviert. Zwar wurden sie gut bezahlt, waren keine verkrachten Studenten, sondern ausgebildete Pädagogen, denen das Salär bei der Familie Wittgenstein besser konvenierte als das staatliche Gehalt. Aber sie erfuhren nie Anerkennung, nie Kontrolle, niemand kümmerte sich um sie und den Erfolg ihrer Arbeit, und so ließen sie bald ihr Unterrichten schleifen, ihre Mühen versickern.



Weibliche Zierde: Margaret, Hermine und Helene beim Sticken, etwa 1903.

Gretl, die lebhafteste unter den Geschwistern, geriet am heftigsten mit den häuslichen Autoritäten über Kreuz. Es waren Lappalien, mit denen sie Unmut erregte, ungebürstetes Haar, dreckige Schürze, schmutzige Schuhe, freche Antworten. Der Streit darüber war wie ein tägliches Gift, das in die kindliche Seele sickerte. Wenn sie als erwachsene Frau an ihre Kindheit dachte, milderte der zeitliche Abstand ihr harsches Urteil keineswegs: *Zärtlichkeit, Wärme und Gemütlichkeit und vor allem dauerhafte Friedenszustände [...] derlei gab es*

bei uns nicht. [...] Wenn ich auf meine Kindheit zurückblicke, so überwältigt mich einmal der Gedanke wieviel an uns gesündigt worden ist. So schlecht ist kaum jemand erzogen worden. Lieblos ohne die geringste Unterstützung an Guten oder Förderung der Begabung und gleich darauf überwältigt mich wieder der Gedanke wieviel Gutes wir von zu Hause mitbekommen haben. Ja, so schlecht ist kaum je ein Mensch erzogen worden. Ja, so reich ist kaum jemand ausgestattet worden.

Dabei war gerade sie begierig zu erfahren, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Sie kannte schon das Fragewort „Warum“, bevor sie sprechen lernte, und biss in den Apfel der Erkenntnis, bevor sie Zähne hatte. Mit ihren Fragen nervte sie die älteren Geschwister und wurde wütend, wenn die keine Antworten wussten. Mathematik wurde zum Lieblingsfach. In allen Erscheinungen suchte sie erst einmal das Logische, Gesetzmäßige, Bestimmbare, statt sich mit überhöhenden oder metaphorisch schillernden Sinngebungen abpeisen zu lassen. Die Mathematik war eine strenge Disziplin, aber auch eine gute Lehrmeisterin. Sie erzog zum Denken.

Daneben warf sie sich selbständig und leidenschaftlich auf alle Bücher, aus denen sie etwas über Biologie und Physik erfahren konnte: das waren die Felder, wo gegen Ende dieses Jahrhunderts die wahren Entdeckungen gemacht wurden, hier bewegte sich die Welt – und keinesfalls zwischen den Sticknadeln der typischen Mädchenerziehung.

Wobei Gretl sich auch dem Sticken nicht versagte. Die Großmutter Maria Kallmus war bass erstaunt, als sie eines Tages Gretl mit Stramin, Wolle und Nadeln entdeckte: „Gretl, du stickst? Das bin ich gar nicht von dir gewohnt. Wie schön! Zeig mal her!“ Die Großmutter nahm den Stramin aus Gretls Händen und betrachtete das weitgehend fertige Bild. „Aber was ist denn das für ein Motiv?“

„Ein Herz.“

„Aber das ist doch kein Herz. Das ist“, die Großmutter rang nach Worten, während sie das hässliche Objekt betrachtete, das

Gretl offensichtlich ohne Vorlage in blassroten und braunen Farben gestickt hatte, „... das ist ein Pumpwerk, mit all diesen Röhren und Schläuchen!“

„Das Herz ist ein Pumpwerk, Großmama.“

„Aber Gretl!“

„Du bist einfach zu romantisch, Großmama!“

Sonderbares Mädchen, dachte Großmutter Maria. Auch die acht Jahre ältere Schwester Hermine, von allen nur Mining genannt, erkannte mit einer Mischung aus Missbilligung und Faszination, dass Gretl anders war als alle Mädchen ihres Alters. Man musste sich doch nur ihr Zimmer anschauen: *Schon in ihrer Jugend war ihr Zimmer die verkörperte Auflehnung gegen alles Hergebrachte und das Gegenteil eines sogenannten Jungmädchenzimmers [...]. Gott weiss woher sie alle die interessanten Gegenstände nahm, mit denen sie es schmückte. Sie strotzte vor Ideen und vor allem konnte sie was sie wollte und wusste, was sie wollte. [...] Alle Gegenstände in ihrem Zimmer wurden übrigens unter ihren Händen interessant und trugen schliesslich den Stempel ihrer Persönlichkeit, oft allein durch die Art des Aufstellens, durch die unerwarteten Kombinationen, die ihr so natürlich waren.*

Die Naturwissenschaften gehörten zu den interessanten Gegenständen, mit denen sie ihren Kopf schmückte. Aber natürlich passte da noch viel mehr hinein. Rudi zog sie eines Tages auf: „Gretl, ich weiß, dass du den Pythagoras, den Euklid und weiß der Teufel was noch für Sätze herleiten kannst, aber jetzt erklär mir mal den Satz: *Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.* Oder: *Ein jeder ist ein anderer und er selbst.*“ Da stürzte sich Gretl mit der ihr eigenen Inbrunst auf die Literatur, konnte bald jedes Goethe- und Grillparzer-Zitat retournieren, schärfte ihr Wissen und ihre Rhetorik an den alten Meistern und den modernen Geistern.

Schon als Sechzehnjährige verwandelte sie sich alles an, türmte mannigfaltige Literatur und Philosophie in sich auf, Tolstoi und Dostojewski, Kierkegaard, Schopenhauer und Nietzsche, und such-

te in deren Werken Antworten auf eigene Fragen zu finden. Mit Rudi und den Freunden Willy und Harry Zitkovsky bildete sie eine Art philosophischen Zirkel, der Gott und die Welt in Frage stellte. Nur eines nicht: dass immer und ewig nur Gretl als einziges Mädchen Zugang zu diesem Kreis haben würde. Sie lehnte Mädchen als Freundinnen ab, mit deren üblichen Interessen hatte sie nichts am Hut. Bei den regelmäßigen Treffen bestand sie darauf, dass nicht einfach geplaudert und unverbindlich „conversiert“ wurde, es sollte ordentlich in philosophischen Gründen geschürft werden, und wenn sich Abgründe auftaten: umso besser. Gerne brachte sie Texte mit, die den Köpfen Hitze versprachen. Ganz besonders hatte es ihr Kierkegaard angetan. So warf sie an einem Sonntagnachmittag einen Auszug aus dessen Werk „Die Wiederholung“ in die Diskussionsrunde:

Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Land man sich befindet, ich stecke den Finger ins Dasein – es riecht nach nichts. Wo bin ich? Was will das besagen: die Welt? Was bedeutet dieses Wort? Wer hat mich in das Ganze hineingenarrt und lässt mich nun da stehen? Wer bin ich? Wie bin ich in die Welt hineingekommen: warum bin ich nicht gefragt worden, sondern ins Glied gesteckt, als sei ich von einem Seelenverkäufer gekauft? Wie bin ich Interessent in jener großen Enterprise geworden, die man Wirklichkeit nennt? Warum soll ich Interessent sein? Ist das nicht freigestellt?

Rudi traten bei den Worten „als sei ich von einem Seelenverkäufer gekauft“ Tränen in die Augen, was einen Moment peinlicher Stille erzeugte. Willy rettete die Situation und wich ins Allgemeine aus: „Das klingt jetzt alles furchtbar nihilistisch, aber es ist doch nichts anderes als die verzweifelte Suche nach Identität, nach einem Leben, in dem man seinen Platz findet.“

„Bist du dir da sicher? Steckt im letzten Satz nicht eine Art Verweigerung?“, gab Harry zu bedenken. „So etwa: ich muss mich nicht auf diese Welt einlassen. Sie interessiert sich ja auch nicht für mich.“

Gretl als fleißigste Leserin des Quartetts trumpfte mit dem großen Überblick auf: „Es geht bei Kierkegaard doch immer um den Gegensatz von Ästhetik und Ethik: Der Ästhet feiert den Lebensgenuss, die sinnliche Liebe, die Ausschweifung, den Augenblick. Der Ethiker aber verurteilt die ‚Unmittelbarkeit‘ des Flüchtigen, er findet in einem guten Leben die Teilhabe am Ewigen, am Göttlichen.“

„Wie du wieder redest“, sagte Willy. Er hätte es gern weniger abgehoben gehabt. Aber Gretl sprach und zitierte unbeirrt weiter: „...*denn im Ethischen bin ich gerade über den Augenblick erhaben, bin ich in der Freiheit.*“

Harry schüttelte nachdenklich den Kopf, eine Haartolle fiel ihm ins Gesicht und gab ihm für einen kurzen Moment das Aussehen eines Bohemiens. „Mir kommt dieser Gegensatz ziemlich künstlich vor, aber das gehört ja wohl zum philosophischen Verfahren, aus Widersprüchen Erkenntnis abzufiltern.“

„Was mich irritiert“, wandte die achtzehnjährige Gretl ein und klang dabei, als habe die Weisheit des Alters ihre Einsichten geformt, „ist, dass Kierkegaard seine Lehre unbedingt an Liebe und Ehe binden muss. Hört euch das an: ...*die Ehe aber ist eben jene Unmittelbarkeit, welche die Mittelbarkeit in sich hat, jene Unendlichkeit, die die Endlichkeit in sich hat, jene Ewigkeit, welche die Zeitlichkeit in sich hat.*“

Da prusteten alle laut los. Und auch Rudi schien sich wieder gefangen zu haben, wenngleich er weiterhin schwieg. Als Willy ihn aufmunterte, etwas beizutragen, schüttelte er nur den Kopf: „Ich ringe mit dem, der mich nicht gefragt hat, auf die Welt zu kommen und der jetzt meine Seele verkauft.“

Gretl stand auf und stellte Tassen auf den Tisch. Das Mädchen im Hause Wittgenstein brachte pünktlich um fünf Uhr Tee und Apfelstrudel. Man konnte auch mit vollem Mund denken.

Zu den interessanten Objekten, mit denen Gretl ihre intellektuellen Räume tapezierte, gehörte Karl Kraus' „Fackel“. Sie war ge-

radezu süchtig nach der Zeitschrift. Der Tag, an dem eine neue Ausgabe erschien, dreimal im Monat, wurde freigehalten; da traf sie sich nicht mit Freunden, machte keine Besuche, verlor sich nicht in Familiengesprächen, da las sie die „Fackel“ von der ersten bis zur letzten Zeile und delektierte sich höchlich an Kraus' satirischen Rundumschlägen gegen die Wiener Gesellschaft. Niemand war vor ihm sicher. Politiker, Intellektuelle, Theaterleute, Künstler, Industrielle, Adelige, Bankiers, Journalisten, die der „Neuen Freien Presse“ im Besonderen, sie alle nahm er ins Visier – und seine Kugeln trafen. Wo gemauschelt wurde, und in Österreich wurde immer und überall gemauschelt, trat der strenge (und selbstgerechte) Zensor auf den Plan. Auch ihr Vater wurde nicht verschont. 1901 geißelte Karl Kraus in mehreren Ausgaben die Machenschaften des Kapitalisten Wittgenstein, der Absprachen zwischen der „Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft“ mit der „Böhmischen Escompte-Bank“ vorangetrieben und damit erhebliche Spekulationsgewinne gemacht hatte, vor der Öffentlichkeit aber seine Hände in Unschuld wusch und behauptete, erst aus den Zeitungen von dem Deal erfahren zu haben. *Die Farbe der neugeborenen Unschuld kann man Ihnen nicht glauben*, wies Kraus ihn zurecht. Er schlug sich auf die Seite der Arbeiter und wetterte gegen einen Mann, der in verbrecherischer Ausbeutung von tausenden Menschen *Capitalsprofit* über Menschenwohl stelle.

Die Tochter des so an den Pranger Gestellten aber hielt weiterhin heimlich ihr „Fackel“-Abonnement aufrecht, und als Ludwig, der Spätgeborene, ein bisschen zu Verstand gekommen war – und er kam sehr früh zu mehr als einem bisschen Verstand –, gab sie ihm jede Ausgabe zu lesen, damit er sich mit ihr über Karl Kraus' geistreiche Hiebe gegen die verkrustete und korrupte österreichische Gesellschaft freute. Am meisten ergötzten Rudi, Gretl und Ludwig sich an Rezensionen und Kritiken aus der Welt der Literatur, des Theaters, der Konzerte. Da kannten sie sich aus, da konnten sie mitreden, da konnten sie sich zerkugeln, als Kraus im

Dezember 1900 über die Uraufführung einer Operette im Theater an der Wien herzog: „Schmetterling“ hieß das Werk eines gewissen Charles Weinberger, eine Nichtigkeit, die aber in der „Neuen Freien Presse“ enthusiastisch bejubelt wurde. Kraus wusste auch warum: Der Komponist war der Ziehsohn des Herausgebers der Zeitung. Honi soit qui mal y pense. Kraus griff den letzten Satz der Zeitungskritik auf und verwandelte ihn in ein vernichtendes Antitheton: „Der Vorhang mußte sich immer wieder heben“. Der Magen der Leser ebenso oft.“

Rudi war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und auch Willy und Harry Zitkovsky waren begabte Schauspieler. Natürlich ging das Quartett in das Hofburgtheater am Ring und sah vieles, was auf dem Spielplan stand. Alles wäre kaum möglich gewesen, denn in den ersten Jahren des neuen Burgtheaters umfasste das Repertoire oft über hundert Inszenierungen. Die deutschen und österreichischen Klassiker wurden rauf- und runtergespielt, oft mehr deklamiert als gespielt, in jenem hochmögenden Bühnendeutsch, für welches das Burgtheater von allem Anfang an berühmt war. Manchmal fand Gretl die Aufführungen ziemlich langweilig. „Rudi, da könnten wir beide mehr draus machen“, sagte sie. Zu Geburtstagen oder anderen Familienfesten wurden im Hause Wittgenstein ohnehin gerne Theaterstücke aufgeführt wie zum Beispiel Grillparzers gespenstisches „Schicksalsdrama“ *Die Ahnfrau*, in der die sechzehnjährige Gretl als Berta stürmisch gefeiert wurde. Auch Vater Karl liebte es, als Schauspieler zu agieren, er war ein Naturtalent, eine „Knallcharge“, wie er selbst von sich sagte. Seine bevorzugte Rolle war der Titus Feuerfuchs aus Nestroys *Talisman*. Angetan mit einer knallroten Perücke huldigte er mit rollenden Augen seiner Haarfarbe: *Rot ist doch g'wiß a schöne Farb', die schönsten Blumen sein die Rosen, und die Rosen sein rot. Das Schönste in der Natur ist der Morgen, und der kündigt sich an durch das prächtigste Rot. Die Wolken sind doch g'wiß keine schöne Erfindung, und sogar die Wolken sein schön, wann s' in der Abendsonn' brennrot dastehn au'm Himmel; drum sag' ich: wer gegen*

die rote Farb' was hat, der weiß nit, was schön is. Die Kinder applaudierten, aber solange sie klein waren, hatten alle auch ein bisschen Angst vor dem Vater, der ihnen in seiner Lustigkeit nicht geheuer war. Ludwig fing regelmäßig an zu heulen und beruhigte sich erst wieder, wenn der Vater die Perücke abgelegt hatte und aus seiner Rolle herausgetreten war.



Lust am Spiel: die Schwestern bei einem Kostümfest in Neurwaldegg.